

Aus

Todesanzeigen unserer Zeit

Ich glaube, daß wenn der Tod unsere
Augen schließt,
wir in einem Licht stehen, von welchem unser Sonnenlicht
nur der Schatten ist.

Arthur Schopenhauer

Diesseitig bin ich gar nicht faßbar.
Denn ich wohne grad so gut bei den Toten
wie bei den Ungeborenen.
Etwas näher dem Herzen der Schöpfung als üblich.
Und noch lange nicht nahe genug.

Paul Klee

O Mensch, lerne tanzen,
sonst wissen die Engel im Himmel
mit dir nichts anzufangen!

Augustinus

Da ist ein Land der Lebenden und ein Land der Toten
und die Brücke zwischen ihnen ist die Liebe -
das einzige Bleibende, der einzige Sinn.

Thornton Wilder

Essay

LOGO?-LOGO!

Wenn ich LOGO höre, denke ich zuerst an die Bedeutung WORT, das ist doch logo. Aber mittlerweile hat sich eingebürgert, Zeichen, Bilder und Symbole so zu nennen. Kaum eine Firma, kaum ein Verein oder eine Partei ohne ein eigenes Logo. Sollten wir uns in der Kirche angewöhnen, das Kreuz als unser Logo anzusehen?

Als die Hospizarbeit am Anfang stand, haben wir zunächst den Namen *Hospiz an der Lutter* festgelegt und dann den Graphiker Klaus Czytko gebeten, uns ein Logo zu entwerfen. Er hat unsern Hospiznamen und das Kronenkreuz der Diakonie schwarz gesetzt und beide auf grünen Untergrund gelegt. Die grüne Fläche wird von einer Linie durchzogen und gestaltet. Ich sah auf den ersten Blick eine geöffnete Tür oder ein Fenster, das Kronenkreuz wie von außen hereinragend, und rechts einen freien Raum. Für mich beginnt die Linie links unten, schräg zugespitzt; von da aus durchzieht sie den Raum und weist am Ende nach oben.



Andere haben andere Einfälle gehabt - der Phantasie sind ja keine Grenzen gesetzt. Manche fanden unser Logo zu kantig, sie wünschten sich weichere Linien. Es ist aber in der letzten Jahren bekannt geworden, und vorerst wollen wir dabei bleiben.

Jetzt haben wir für die *Göttinger Hospiz-Mitteilungen* ein neues Logo. Das Gespräch zwischen Kathrin Leven-Keesen und Daniela Reich-Erkelenz erklärt, wie es entstanden ist. Anders, als ich vermutet hatte, aber ich bin beeindruckt, daß intuitiv - so meine Einschätzung - die beiden Arbeitsbereiche des ambulanten und des stationären Hospizes aufgenommen wurden: links mit dem weiten Horizont und dem Vogel, der darüber schwebt, rechts mit dem Haus. Die Linie des Horizonts, die Schwinge des Vogels und auch das Haus durchbrechen den Kreis, ragen darüber hinaus. Der Kreis ist offen. Unten die offene, auffangende oder bergende Hand. Ein Bild für das Leben an der Grenze oder beim Überschreiten der Grenze, ein Bild für das Leben in einer bedrohten Welt, die aber doch gehalten wird. Ein gutes Bild für die Hospizarbeit.

Paul Gerhard Langenbruch

Lesenswert

Ein ungewöhnlicher Roman vom Sterben in einem neuen Zuhause

Hospiz-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter 'verausgaben' sich nicht nur bei ihrer Tätigkeit als ehrenamtliche Helfer. Sie bekommen auch vieles geschenkt: reiche Lebenserfahrungen, einen neuen sozialen Umkreis, sinnvolle Tätigkeit, professionelle Begleitung, Fortbildung und mehr. Obendrein bekamen wir am Jahresende bei der Weihnachtsfeier auch noch ein sichtbares Geschenk: ein kleines Buch, das es in sich hat. Davon will ich erzählen.

Ich hörte die Eule, sie rief meinen Namen ist der Titel des Buches. Margaret Craven hat es geschrieben. Es ist als *rororo*-Taschenbuch erhältlich und unbedingt lesens- und verschenkenswert. Warum? Es ist gut geschrieben, leicht zu lesen, gewährt tiefe Einblicke in eine uns fremde Natur und Kultur und ist herzbewegend. Darüber hinaus ist es – und das in Romanform! – eine 'hohe Schule' des Lebens und Sterbens. Dabei werden keine großen Worte gemacht. Nur das Wesentliche wird ausgesprochen, vieles verschwiegen – eine Kunst des Schreibens, die ganz natürlich hervorzugehen scheint aus dem Inhalt und nichts 'Künstliches' hat.

Worum geht es? Ein junger katholischer Priester hat laut ärztlicher Diagnose nur noch kurz zu leben und noch kürzer Zeit, um tätig zu wirken. Sein Bischof wird davon unterrichtet und entsendet den Vikar in seinen schwierigsten Pfarrbezirk zur Betreuung der Indianer-Dörfer in einer entlegenen Gegend der kanadischen Westküste. Der Arzt erschrickt. Doch der Bischof weiß genau, was er tut. Er weiß, daß zum Sterben-Können ein randvolles Leben gehört und daß ein junger Mensch oft deshalb so schwer sterben kann, weil ihm das Leben kaum erst halbvoll erscheint. Das drückt er nicht in großen Worten aus, sondern in der Tat und der Art, wie er, nüchtern, sachlich, direkt, humorvoll und weise, das Wirken des Vikars in den Indianer-Dörfern begleitet und unterstützt.

Zu Schiff reist der Leser mit dem Vikar, seinem indianischen Matrosen und einem Harmonium gen Norden. Dabei lebt er sich ein in die herrliche unberührte Landschaft mit Meerengen, Steilküsten, paradiesischen Inseln, Waschbären, Fischen, Vögeln und anderen Tieren. Er lernt auf seiner Fahrt *Katastrophen-Bill* kennen, einen Holzfäller, der sich nie von seinen zwei langen Unterhosen trennen mag und an dessen Floß man gefälligst langsam vorbeizufahren hat, damit es nicht auseinanderbricht. Dann steigt er um – samt Harmonium! – in Beiboot und Kanu, in die einzigen Verkehrsmittel, mit denen, flußaufwärts, das Indianerdorf zu erreichen ist. Dort angekommen, nimmt er zuerst einmal Teil an der

Bestattung eines Indianer-Jungen, den der Vikar, schon seit Tagen aufgebahrt, im Pfarrhaus vorfindet. Christlicher Kultus und alte indianische Riten wurden hier auf eigenwillige Art vom Leben miteinander verflochten. Der Vikar verurteilt nicht. Er handelt und er lernt. Vielleicht ist er deshalb so still und innerlich offen, weil der Tod in ihm heranreift und neue Tore öffnet – längst bevor er bewußt erkannt wird.

Ein zerfallendes Pfarrhaus, eine baufällige Kirche, das Leben und Sterben einzelner Menschen, Sterben und Vergehen einer alten Kultur, ein von Alkohol und Auswanderung bedrohtes Dorf und das 'Brückenbauen' zwischen einander fremden Welten – das sind die Themen, mit denen der Vikar sich auseinandersetzt, während er die Herzen und helfenden Hände der Indianer mit der ihm so rätselhaften Trauer in den Augen allmählich gewinnt und eins wird mit dem Regen, den Jahreszeiten, mit Natur, Mensch und Tier, ja, mit seinem eigenen Leben, das ihn hier in kurzer Zeit dazu reif macht, den 'Ruf der Eule' zu vernehmen, sein Sterben-Müssen zu erkennen und anzuerkennen und das wunderbare Geschenk anzunehmen, *zu Hause* sterben zu dürfen bei den Menschen, die ihn kennen, lieben und ehren – wie der Lachs, der als Schwimmer von weit her kommt und aufsteigt in ihren Fluß, wo er stirbt, indem er neues Leben weckt.

Friedegund Weizsäcker-Knörrieh

Bericht

Sterben zu Hause

Menschen begleiten uns auf unserem Weg

Seit ein paar Tagen wissen wir, daß mein Mann Jochen unheilbar krank ist mit einer Lebenserwartung von einem Vierteljahr bis höchstens anderthalb Jahren, so die Auskunft der Ärzte.

Entsetzen und Angst. Noch können wir uns nicht wirklich vorstellen, was damit auf uns zukommt, was diese Diagnose tatsächlich für uns als Familie – für jeden einzelnen – bedeuten wird. Für Jochen, der sein eigenes Sterben vor Augen hat, der angesichts des Todes lebt. Für mich als seine Frau, die stark sein will und sich mehr oder weniger ohnmächtig dem Schicksal ausgeliefert fühlt. Für die beiden Söhne, meinen Stiefsohn und meinen Sohn (15 und 3 Jahre alt), die den Vater verlieren werden. Für den Kleinen mit Worten überhaupt nicht verständlich zu machen. Für den Großen, der durch die Trennung der Eltern vor 12 Jahren schon einmal den Verlust des Vaters, seine Abwesenheit im Alltag, erleben mußte, ein neuer, letzter Abschied. Ebenfalls kaum mit Worten zu begreifen. Und draußen auf der Straße geht das Leben weiter.

Der Freundeskreis bringt auf unterschiedliche Weise seine Verbundenheit mit uns zum Ausdruck. Das tut gut. Diese guten Erfahrungen werden uns helfen, unser Leid, unseren Schmerz und unsere Traurigkeit besser auszuhalten.

Im Bekanntenkreis spüre ich – und das kann ich gut verstehen – Unsicherheiten angesichts der Diagnose Krebs, des schnellwachsenden bösartigen Tumors in Jochens Kopf. Manche ziehen sich zurück, weil sie mit unserer Situation überfordert sind, wie wir ja letztlich auch. Doch wir müssen standhalten. Wir können nicht vor uns selbst weglaufen. Manche versuchen, die Schwere der Krankheit auszublenken und meinen, es ginge dem Kranken doch erstaunlich gut. So manches Mal hätte ich diese Menschen schütteln können vor Wut und Ärger, schreien mögen: „Guckt doch mal richtig hin!“ Doch ich schweige. Daneben einige Bekannte, die sich einfühlend fühlen können und den Kontakt nicht abbrechen lassen, die ernsthaft nachfragen, wie es Jochen, wie es mir geht, wie die Kinder die Situation verkraften. Es gibt sie: Menschen, die den Besuch, Kontakt, Begegnungen mit dem schwerkranken Jochen nicht scheuen. Diese Menschen werden mir wichtig. Wie sehr sind wir gerade in dieser für uns alle schweren Zeit auf die Gemeinschaft mit anderen, auf ein Stück Wegbegleitung angewiesen.

Frühzeitig habe ich auch den Kontakt mit der Hospizbewegung gesucht, mit Frau Junge-Sproat. Ich erlebe

großes Verständnis und eine wohlthuende Offenheit, über das, was mich beschäftigt, sprechen zu können. Wir verabreden mit ihr eine erste direkte, persönliche Begegnung. Beide, Jochen und ich, fühlen uns in unserer Situation wahrgenommen. Meine Sorge, daß ich zu früh den Kontakt mit der Hospizbewegung gesucht habe, ist ganz unbegründet. Im Gegenteil. Wir machen die Erfahrung, daß wir so noch Zeit haben, um uns gegenseitig ein wenig kennenzulernen, bevor die Krankheit ein noch gravierenderes Ausmaß annimmt. Frau Junge-Sproat macht uns mit Herrn Simon, einem weiteren Mitarbeiter, bekannt. Wir verabreden, daß Herr Simon zukünftig einmal in der Woche für 2 Stunden Jochen besuchen wird, um ihn dann auf seinem Weg zum Arzt zu begleiten. Ich kann so meiner Berufstätigkeit weiter nachgehen. Mich entlastet das kolossal, weil ich spüre, daß mein Mann sich in der Gegenwart von Herrn Simon wohlfühlt und zu ihm über die Monate seiner Krankheit eine freundschaftliche Beziehung entwickelt. Herr Simon wird uns im Laufe der Zeit auf ganz unterschiedliche Weise zu einem wichtigen Weggefährten.

Mir schaffen diese Besuche die Möglichkeit, selbst auch aus der Wohnung rauszukommen in dem Bewußtsein, Jochen ist nicht allein. Er hat sich auf diese *verlässlichen Besuche* meistens sehr gefreut. Wenn jemand da ist, kann ich ohne schlechtes Gewissen rausgehen, wenn gleich mich die Sorge vor dem, was mich bei meiner Rückkehr erwarten wird, nie wirklich losläßt. Diese Sorgen treiben mich um. Sie begleiten mich bis zu Jochens Tod.

Es fällt mir schwer, die durch die Krankheit bedingten Veränderungen der gesamten Persönlichkeit auszuhalten, die schleichend vorangehen. Es tut weh, mitansehen zu müssen, wie schwer Jochen jeder Handgriff fällt. Durch das Wachstum der Tumore kann er im Laufe der Monate seine rechte Hand immer weniger bewegen. Das ist für ihn besonders hart, weil Eigenständigkeit immer ein sehr hoher Wert für Jochen gewesen ist. Ich selbst muß aufpassen, daß ich ihn als Schwerkranken nicht zu sehr in seiner Eigenverantwortlichkeit begrenze, um ihn und mich zu schonen.

Unberechenbar, nicht planbar in Abständen immer wieder epileptische Anfälle, Sprach- und Bewegungslosigkeit. Niemand kann wirklich etwas dagegen tun. Dasein, ihn anfassen, Jochen in solchen Momenten stützen, ihm gut zureden, das geht. Das ist alles, was möglich ist. Wortlos sitzen wir dann da. Harren der Dinge, die da kommen. Suchen vergeblich nach Worten.

Im engen Freundeskreis reden wir in Jochens Abwesenheit darüber, daß wir bewußt von ihm Abschied nehmen wollen. Wir müßten mit ihm über seine Krankheit reden auch dann, wenn er selbst wochen- und monatelang dazu geschwiegen hat oder nur mal meinte: „Wenn

sich mein Zustand so hält, haben wir vielleicht noch einige ganz schöne Jahre." Sprachlosigkeit bei uns angesichts seiner Hoffnung. Diese Hoffnung gegen allen Augenschein. Es fällt uns zeitweise schwer zu akzeptieren, daß Jochen selbst sein Leiden, sein Sterben-Müssen nicht thematisiert. Der Wunsch, sich mit ihm auf den Abschied vorzubereiten, liegt allein bei uns. So haben wir es gelernt, gelesen und für uns selbst gewünscht. Doch solche Gespräche lassen sich nicht erzwingen. Die Wirklichkeit ist eine andere. Jochen will in aller Regel nicht über sich und seinen Zustand sprechen. Er redet mit uns über dies und das. Alltägliches, Banalitäten angesichts der Schwere seiner Krankheit. Die ganze Wahrheit zwischen uns kann nicht mehr angesprochen werden. Die Wahrheit ist nicht vorstellbar. Wer von uns kann sich wirklich in einen todkranken Menschen hineinversetzen? In die beginnenden Ausfälle von Denken und Erinnerung. In den zunehmenden Verlust des rechten Arms. In den Verlust von Lebensraum und den Verlust der Kräfte für bloße Bewegungen. In den Verlust von Gegenwart und zukünftigem Leben. Und doch ist es schwer, angesichts des Krebses im Kopf nicht hinzuschauen auf den schon längst begonnenen Absturz, der ein Ende voraussagt. Nachvollziehbar, daß Jochen selbst von alledem nichts wissen will. Nicht bereit ist, sich auf diese Themen einzulassen. Die Kehrseite für uns vermeintlich Gesunde: Wir verstehen immer weniger von ihm, sind ganz auf unsere Wahrnehmungen und Beobachtungen angewiesen, auf unsere Intuition.

Im Laufe der Monate ist jede Verrichtung, die Jochen machen will, mit großen Mühen verbunden. Aber er will, soweit er es kann, alles selbst tun. Und dabei spürt er sein Unvermögen, seine Grenzen ganz deutlich.

Die Ereignisse schreiten voran. Der Krebs wächst, ergreift den Kopf, ergreift seinen Körper mehr und mehr, nimmt ihn ein, nimmt von ihm Besitz. Wir haben frühzeitig eine Arztpraxis gesucht und glücklicherweise gefunden, die Jochen umfassend gut begleitet. Da haben wir Glück im Unglück. Sowohl die Arzthelferinnen als auch die Ärztin und der Arzt gehen äußerst umsichtig mit uns um. Jochen fühlt sich in der Praxis, wo er dreimal in der Woche im Rahmen einer Therapie mehrere Stunden verbringt, sehr gut aufgehoben. Das ist ein wesentlicher Baustein in unserem neugestalteten Alltag. Wir werden dort als Menschen wahrgenommen. Ich kann in jeder Phase der Krankheit Wesentliches für anstehende Entscheidungen besprechen und klären und bekomme auf sehr angenehme Weise Unterstützung, die mir hilft, das alles irgendwie zu bewältigen. Es ist schwer, sich an den gesunden Mann, an seine Vitalität, seine Persönlichkeit zu erinnern. Jochen wird den meisten, die sich mit ihm verbunden fühlen, allmählich frem-

der. Nichts – gar nichts – läßt sich dagegen setzen. Alle erleben sich ohnmächtig und hilflos. Angst und Wut haben keinen Gegner. Vielleicht kann Gott allein meiner Wut, meiner Angst standhalten? Manchmal kann ich darauf vertrauen, kann weinen, klagen, schreien zu Gott, aber so oft fühle ich mich von Gott verlassen. Die Bedrohung kommt und geht wieder, eine, die alles, was ist und gewesen ist, übersteigt und vernichten kann.

Noch vor der Begegnung, der Konfrontation mit der Krebserkrankung hatten wir uns als Paar darüber ausgetauscht, sollte einen von uns eine schwere Krankheit treffen, so wollten wir die medizinischen Möglichkeiten nur soweit in Anspruch nehmen, wie es Heilungsmöglichkeiten gibt oder es einer Linderung von Schmerzen dienlich ist. Das Bewußtsein, daß wir von der Hospizbewegung, wenn die Freunde oder ich an unsere Grenzen kommen, Unterstützung und Begleitung erwarten konnten, hat mir Mut gemacht, soweit das möglich ist, alles zu Hause für das Sterben vorzubereiten. Ein Klinikaufenthalt auf einer normalen Station im Krankenhaus scheint uns für das Sterben, für den letzten Weg zum Tod, nur als Notlösung. *Dank eines guten, tragfähigen sozialen Netzes – den Freunden, meinen Eltern, der Arztpraxis und Ehrenamtlichen aus der Hospizbewegung – ist es uns möglich, daß Jochen zu Hause sterben kann.* Im Nachhinein bin ich erstaunt, woher die Kräfte dafür gekommen sind. Kräfte, die mir und uns, die wir Jochen begleitet haben, zugewachsen sind. Nachdem er die letzten Wochen im Rollstuhl verbringen mußte, ist er in seinen letzten Tagen auf das Bett angewiesen. Er liegt da, kann kaum mehr sprechen, sich nicht mehr wirklich verständlich machen. Ich wechsle mich mit den Menschen, die sich auf uns und unsere Situation einlassen, die den Sterbeprozess begleiten, an seinem Bett ab. Das fordert und bindet alle Kräfte. Allein wäre das wohl nicht zu schaffen. Ich bin dankbar für jede Unterstützung. Für Banalitäten. Zum Beispiel hat eine Freundin unaufgefordert Brot mitgebracht, weil wir keines mehr haben und ich nicht ans Essen denke. Gut, daß ein Pfleger, der sich in den letzten vier Wochen vor Jochens Tod mit uns vertraut gemacht hat, nun täglich morgens zwei Stunden an seinem Bett verbringt, ihn wäscht und bettet, sich mit Jochen beschäftigt. So kann ich mich selbst auch für den Tag zurecht machen, den Jüngsten versorgen und ihn in den Kindergarten bringen, damit für ihn bei all dem Unbegreiflichen zu Hause noch ein Stück Alltag bleibt mit Spielen und Momenten des Unbeschwertseins. Dann wieder sitze ich am Bett. Immer wieder schlägt Jochen die Augen auf, schaut mich an, als wollte er sich versichern, daß ich noch da bin. Ich halte stumme Zwiesprache, sage irgendetwas. Ich lächele ihn an, beuge mich von Zeit zu Zeit zu ihm. Nehme seine Hand, die von Tag zu Tag

lebloser wird, streichele ihn, und er schließt wie beruhigt wieder die Augen. Das alles ist zu Hause möglich, ohne daß wir gestört werden, in der vertrauten Atmosphäre der eigenen vier Wände.

Freunde kommen, sitzen an seinem Bett, wachen. Auch die Freunde halten stumm Zwiesprache mit ihm. Ich kann mich dann zurückziehen, mich ein wenig ausruhen, dasitzen und Löcher in die Luft starren, ohne an etwas Bestimmtes zu denken, oder wesentliche Alltagsfragen klären.

Diejenigen, die von weiter her kommen, verabschieden sich genauso von ihm wie die, die täglich da sind, weil keiner wissen kann, ob morgen noch eine Begegnung, Berührung mit dem sterbenden Jochen möglich ist, ob er morgen noch lebt. Dem einen oder anderen ist danach, sich abschließend bei ihm für gemeinsame Erlebnisse, für Erfahrungen, die so nur mit Jochen möglich waren, zu bedanken.

Ich erinnere mich an den letzten Tag. Der älteste Sohn hat sich bereits von seinem Vater verabschiedet. Der Jüngere ist bei seinen Großeltern gut aufgehoben. Die engsten Freunde sitzen mit mir an Jochens Bett. Wir haben eine Flasche Wein getrunken und wortlos seinen Schlaf bewacht. Später, bevor die Freunde gehen, haben wir Jochen ein letztes Mal zur Nacht vorbereitet. In dieser Nacht bin ich wie in allen Nächten davor allein mit ihm. Die letzten Stunden sind Kampf, es bleibt ein Ringen ums Leben bei aller medizinischen Begleitung. Sein Atmen wird schwerer, sein Blick unruhiger, und doch liegt er mit seinem Körper ruhig da. Ich kann ihm in diesen Stunden meistens schweigend nahe sein.

Im Nachhinein bin ich erstaunt, woher die Kräfte dafür gekommen sind. Mit seinem Tod habe ich das Gefühl: es ist vollbracht. Jetzt hat er es geschafft. Erleichterung, ohne die Erleichterung als solche empfinden zu können. Der Schmerz noch ohne Schmerz. Eine letzte Stunde zu zweit. Ich sitze an seinem Totenbett. Es kehrt Stille ein. Wir reden, durch nichts gestört. Es ist früh morgens. Ich habe das Fenster geöffnet, höre einen Vogel singen und erinnere mich, wie Jochen in den letzten Monaten immer wieder die Vögel im Vogelhäuschen auf der Terrasse von seinem Rollstuhl aus beobachtet hat. Das Zwitschern des Vogels draußen vor dem Fenster klingt wie eine Botschaft aus einer anderen Welt. Danach rufe ich die engsten Freunde an und berichte. Sie kommen, und wir verbringen noch eine Zeitlang bei Jochen. Stunden später rufe ich dann den Arzt und die Leute vom Bestattungsinstitut. Der Sarg wird gebracht. Jochen wird angekleidet und hineingelegt. Ein letzter Blick. Sie tragen den Sarg hinaus. Jochen ist nicht mehr da.

Petra Kretschmer-Hobrecht

Poesie

Die dunkle Fähre treibt stromüber,
ein Kleines, und du ziehst dahin,
schon singt der ferne Wald herüber
von deines neuen Tags Beginn.

Was stehst du zögernd an der Lände?
Der Fährmann ruft, die Glocke tönt.
Wie oft hast du des Jahres Wende
und diesen Tag herbeigesehnt?

Nun lehnst du an dem schwarzen Pfahle,
umklammerst ihn mit Abschiedsweh.
Du neigst die Stirn –
zum letzten Male geht durch dein Haar der Wind der See.

Antje Cornelius

Erlesen gelesen

Voller Leben

„In seiner Trauerrede sagte der Pfarrer, (Günter) Strack sei gestorben, wie er gelebt habe: fröhlich und voller Leben.“

(aus der Würzburger *Main-Post*, vgl. *Hohl - Spiegel* 5/1999)

1.674 Drogentote verlangen neue Politik
(aus der *tageszeitung*, vgl. *Hohl - Spiegel* 10/1999)

TV-Ankündigung aus der *Badischen Zeitung*.
„Yehudi Menuhin“ (*Arte*, 22.20 Uhr). Archivaufnahmen von Konzerten und Gespräche mit dem Geiger anlässlich seines Todes am vergangenen Freitag.
(vgl. *Hohl - Spiegel* 12/1999)

Hospiz-Forum

Neu belebt findet das *Hospiz-Forum* nun wieder statt monatlich am 2. Mittwoch von 20.00 Uhr bis 21.30 Uhr im *Hospiz an der Lutter*, An der Lutter 26, Haus 3 Erdgeschoss (im Bereich des Evangelischen Krankenhauses Göttingen-Weende).

Es ist offen für alle Interessierten und bietet neben vielfältigen Themen auch Gelegenheit, einige der 'Menschen im Hospiz' kennenzulernen.

Termine und Themen:

10.11.1999: Märchen über Leben und Tod – Lichter aus der Dunkelheit (*Gabriele Schunke*)

08.12.1999: Sterben zu Hause aus der Sicht einer Hausärztin (Dr. *Christiane Berger*)

12.01.2000: Wenn andere für Sie entscheiden müssen: Patientenverfügung, Vorsorgevollmacht (Prof. Dr. *Hans-Ludwig Schreiber*).

09.02.2000: Schmerztherapie – *Support-Team*

08.03.2000: Musikalische Passionen - Vortrag mit Hörbeispielen (Dr. *Kathrin Leven-Keesen* und *Paul Gerhard Langenbruch*)

12.04.2000: Hospiz im Gesundheitssystem (*Gregor Linnemann*)

10.05.2000: Sterbehilfe (*n.n.*)

14.06.2000: Benefiz-Sommerkonzert (*n.n.*)

Informationen

Neben der Begleitung sterbender Menschen engagieren sich ehrenamtliche HospizmitarbeiterInnen in verschiedenen Projekten der Öffentlichkeitsarbeit.

Hervorgehoben sei an dieser Stelle der **Flohmarkt**, der vor der *Deutschen Bank* am *Markt* in der Regel im Frühsommer und Herbst stattfindet. Brauchbare Gegenstände zum Weiterverkauf können nach telefonischer Vereinbarung abgegeben werden bei *Maria Ankermann*, Tel. 05 51 - 4 38 66.

Tradition hat inzwischen auch der **Basar**, der diesmal am 23.11.1999 ab 09.00 Uhr in der Eingangshalle des Universitäts-Klinikums *Köstliches und Schönes* zum Kauf bietet. Selbstgestrickte Socken und hausgemachte Marmeladen werden als Spende für den Verkauf gerne noch entgegengenommen und sind im stationären Hospiz, An der Lutter 26, 37075 Göttingen abzugeben.

Der Erlös vom Basar der *Corvinus*-Kirchengemeinde und vom *5. Göttinger Entenrennen* wurde dem *Hospiz an der Lutter* gespendet. Wir bedanken uns hiermit herzlich!

Überhaupt sprechen wir allen jenen, die unsere Hospizarbeit durch kleine, größere oder gar ganz große Spenden unterstützen, unseren verbindlichsten Dank aus!

Impressum

Die *Göttinger Hospiz-Mitteilungen* erscheinen halbjährlich.

Herausgeber und Versand: *Hospiz an der Lutter*, An der Lutter 26, D-37075 Göttingen-Weende

Bankverbindung: Sparkasse Göttingen, BLZ 260 500 01, Konto-Nr. 44 300 770

Redaktion: Kathrin Leven-Keesen, Ute Lohrengel, Heike Schiller, Friedegund Weizsäcker-Knörlich

Redaktionsbeirat: Maria Ankermann, Gabriele Junge-Sproat, Paul Gerhard Langenbruch, Alfred Simon

Fotos: Gregor Linnemann (S. 4, 7 und 8 unten); privat Layout: Kathrin Leven-Keesen

Belichtung und Druck: *pachnicke-druck*, Güterbahnstr. 9, 37073 Göttingen

Quellennachweis: Peter Gaymann, *Unheimliche Begegnungen*, Fackelträger Verlag. Ingeborg Bachmann, *Lieder auf der Flucht*, XV, aus: *Sämtliche Gedichte*, R. Piper und Co. Verlag, München 1978

Der besondere Dank der Redaktion gilt Herrn Klaus Czytko für seine Mithilfe bei der graphischen Gestaltung der Titelseite der *Göttinger Hospiz-Mitteilungen*.